

II. Litteratur.

1. A. Furtwängler, Der Goldfund von Vetttersfelde, 43. Programm zum Winkelmannsfeste der archäolog. Gesellschaft zu Berlin, mit 3 Tafeln, 1883. 4.

Gerade um die Zeit, als E. Curtius über die Griechen in der Diaspora sprach (Sitzb. d. K. Pr. Akademie XLIII S. 943), wurde dieser altgriechische Fund auf dem Boden des nördlichen Deutschlands gemacht. Er lag auf einem Ackerstücke im Lehm nur 30 cm tief unter der Oberfläche. Scherben eines grossen Gefässes von roher Arbeit machen es wahrscheinlich, dass die Goldsachen einst in einem Topfe geborgen waren. Vetttersfelde liegt in der zu der Provinz Brandenburg gehörigen Landschaft der Niederlausitz. Da man 100 Schritte von der Fundstelle ein kreisrundes Steinpflaster mit schwarzer Branderde fand, so darf man wohl an eine Begräbnisstätte denken, was indessen der Verfasser wegen des Fehlens von Knochenresten bezweifelt. Der Fund besteht aus: 1) einem goldnen Fisch, aus starkem Goldblech getrieben. Dasselbe war, wie es scheint, mit Ringen an eine ebene Unterlage von Holz oder Leder befestigt. Das Ganze hat durch Feuer mehrfach gelitten. Der Fisch gleicht dem Thunfisch, doch ist er als Ornament frei behandelt. Auf dem obern Theile des Fischleibes ist ein Panther, ein Eber, ein Löwe, ein Hirsch und ein Hase dargestellt, auf dem untern Fische und voran ein Triton, mit langem Haar und Bart, der in der Rechten einen Delphin hält. Am Ende des Fischkörpers befindet sich ein fliegender Adler. Die Schwanzenden des Fisches biegen sich zurück und laufen in Widderköpfe aus; 2) einer grossen Zierplatte, 5 aneinander stossende Kreise umgeben jeder einen halbkugelförmigen Buckel. In den vier grösseren sind liegende oder laufende Thierfiguren angebracht, Löwe, Hirsch, Hund, Hase, Panther, Widder, Steinbock und Schakal; 3) dem goldnen Beschlag einer Scheide mit getriebenem Figurenschmuck in derselben Technik; 4) einem goldnen Hängezierrath; 5) einem zierlich gearbeiteten goldnen Ohrgehänge; 6) einem goldnen Arming, mit einem Schlangenkopf endigend; 7) einer goldnen Kette; 8) einer goldnen Dolchscheide mit aufgelöthetem Zierrath; 9) einem starkverrosteten

Dolch aus Eisen; 10) einem massiven goldnen Ring; 11) einem eisernen Schwert, dessen Griff mit Goldblech belegt ist; 12) einem serpentinartigen Steinkeil, der oben mit Goldblech umkleidet ist; 13) einem gewöhnlichen Schleifstein, oben in Gold gefasst; 14) einem kleinen Cylinder aus Goldblech und 15) und 16) einem Stückchen Gold- und Bronzeblech. Ein Ring und ein Anhängsel waren eingeschmolzen worden, einige andere kleine Stücke liess der Finder zu einer Uhrkette zusammenstellen. Alle Gegenstände bestehen aus einem mit Silber legirten 18-karätigen Golde, nur das Gehänge Nr. 2 ist aus 23-karätigem Feingolde gearbeitet; es kommt kein gezogener Draht an dem Goldfunde vor. Durch Vergleich mit den reichen Schätzen der Ermitage in St. Petersburg erkannte der Verfasser, dass hier eine altgriechische Arbeit vorliege und wies auf ganz ähnliche Funde aus Südrussland hin. Er hält den griechischen Ursprung nicht für eine Hypothese, sondern für eine Thatsache. Der Stil der Thierfiguren widerlegt die Annahme etruskischer Kunst. Die Hypothese nordischer Entstehung unter früh- oder spätrömischem Einfluss ist unmöglich, weil in den Figuren selbst nur altgriechische, von den römischen ganz verschiedene Elemente vorhanden sind. Nur die archaische Kunst lässt den Triton gleich von der Brust in den Fischleib übergehen. Man kann noch hinzufügen, dass das Gesichtsprofil des Triton mit dem mancher Figuren auf den bemalten griechischen Thongefässen grosse Aehnlichkeit hat. Man vergleiche auch den Kopf S. 207 bei Cesnola. Freilich hat Bastian, Z. f. Ethnol. 1883 S. 130, einige nordische Funde zusammengestellt, die entfernte Analogien bieten, sie sind meist römische oder spätgriechische Importgegenstände oder solchen nachgebildet. Die nordischen Thierornamente, wie wir sie durch Sophus Müller kennen, sind anders. Etwas Barbarisches im Kunstcharakter des Fundes, wie es in nachgeahmten Münzen Pannoniens sich findet, auch in einem Goldfund aus Ungarn, will F. nicht zugeben. Auch mit sassanidischer Kunst, die wir aus dem östlichen Russland kennen, hat dieser Fund keine Verwandtschaft. Er ist, wie F. sagt, an den Gestaden des schwarzen Meeres von griechischer Hand gefertigt und war bestimmt für einen skythischen Grossen. Er gibt das Bild einer aus silberhaltigem Golde getriebenen Platte aus einem Tumulus vom Kul Oba bei Kertsch, die einen liegenden Hirsch darstellt, dessen letzte Geweihsprosse auch in einen Widderkopf ausläuft. Man muss in beiden Stücken dieselbe Kunsttradition anerkennen. Auch die Thiere sind in beiden meist nur mit zwei statt mit vier Beinen dargestellt. Aber der Hirsch hat zwei Vorderbeine, was F. übersah. Dieser ist in das 5. Jahrhundert v. Chr. zu setzen, wegen des Monogramms mit schrägem Querstrich in dem Alpha und wegen des archaischen Typus des Löwen. Der Greif hat den Strahlenkamm im Nacken, der erst im 5. Jahrhundert üblich wird. Manches Andere aus diesem Tumulus weist auf das 4. Jahrhundert. Beide Stücke waren wohl der Schmuck

eines Schildes, die bei den Skythen von länglicher Form waren. Ein Fisch als Schildzeichen ist in Griechenland überaus gewöhnlich. F. hält den Stil des Fisches für strenger und älter. Er nimmt an, dass der Typus des Hirsches, der in Südrussland sehr beliebt sei, wahrscheinlich einem sehr alten, einheimischen, ursprünglich nicht griechischen Thierbilde entlehnt sei, der in zahlreichen Funden wiederkehre, z. B. in den Skythengräbern am Dniepr, er verbreite sich sogar bis nach Sibirien, an die Ufer des Jenisei. Der Berichterstatter glaubt in diesem Thier, was für den Ursprung des Kunstwerks wohl von Bedeutung ist, nicht den Hirsch, sondern das Rennthier zu erkennen. Dafür spricht der lange Kopf mit dickem Maule, die Grösse der Füsse, die Richtung der Augensprossen nach vorwärts und der Umstand, dass das ganze Geweih, welches freilich sehr willkürlich als Ornament behandelt ist, sich dem Rücken des Thieres anschmiegt. So ist es auch in den vorgeschichtlichen Schnitzereien der Dordogne dargestellt. Es ist nur ein Bild des Rennthiers aus dem klassischen Alterthume bekannt, das auf einem Mosaik des Louvre. Hieraus allein darf man noch nicht schliessen, dass das Rennthier zur Römerzeit noch in Frankreich und Deutschland gelebt habe, es sprechen aber manche Gründe dafür, dass es in Norddeutschland und dem mittleren Russland länger gelebt hat als in Westeuropa. Theophrast berichtet, dass das Rennthier im Lande der Skythen oder Sarmaten lebe. Die künstlerische Darstellung desselben auf diesem Goldschmuck kann als ein neuer Beweis für diese Annahme gelten. Dieselbe spricht aber auch dafür, dass diese Arbeit, wenn auch von einem griechischen Künstler, doch nicht in Griechenland, sondern in einem nördlicheren Lande gefertigt worden ist. Thierkämpfe wie die, welche den Goldschmuck zieren, finden sich besonders häufig in der Kunst an den Ufern des schwarzen Meeres. Der Löwe, welcher dem Hirsch in den Nacken fällt, ist einer der ältesten Typen und findet sich namentlich an Orten, wo asiatischer Einfluss wirksam war. Die Schaufeln der kleinen Hirsche auf dem Fisch und der Brustplatte gleichen ebenfalls mehr denen des Rennthiers als dem Edelhirsch, dessen Geweih in Zacken endigt. Auch der Hase ist ein beliebtes Thier in der Kunst am Pontus. Wie in den aesopischen Fabeln flieht der Hirsch vor dem Löwen, während Stier und Eber sich ihm entgegenstellen. Der Steinbock der Schildplatte wird von der archaisch griechischen Kunst sehr gerne dargestellt, der Schakal ist dagegen ein ganz seltenes Thier und dem Verfasser aus Kunstwerken nicht erinnerlich. Der Stier ist in gleicher Weise mit einem Horne dargestellt auf kleinasiatischen und pontischen Münzen. Auch der Eber mit ausgeschnittener Borstenmähne findet sich so auf archaischen Darstellungen in Kleinasien und Südrussland. Auch der Typus des Adlers ist alterthümlich und kommt oft vor, auch als Gewandschmuck in Gräbern des 5. Jahrhunderts. Der Triton auf dem Fische, sehr gewöhnlich in der archaischen Kunst,

findet sich am ähnlichsten auf Münzen von Kyzikos; in Byzanz war dem Halios Geron in fischleibiger Gestalt ein eigener Cult gewidmet. Auch die Fische sind in der Kunst der nördlichen Colonien der Jonier ein sehr beliebter Gegenstand. Auffallend ist, dass der in der Kunst von Südrussland so häufig dargestellte Greif fehlt, den die Sage hinter das Land der Skythen versetzt; seine Darstellung scheint erst gegen das Ende des 5. Jahrhunderts sich hier zu verbreiten. Widderköpfe spielen wieder eine Hauptrolle in der altjonischen Kunst. Dass das zweite Hauptstück des Fundes, die fünf zu einer Platte verbundenen Scheiben, einen Brustschmuck darstellt, ist unzweifelhaft, F. weist auf einige ähnliche Brustplatten hin. Das zum Funde gehörige Schwert und der Beschlag der Scheide haben eine Form, die nur den Skythen des Alterthums und ihren Verwandten angehört haben kann. Der herzförmige Ausschnitt am Griffende des Schwertes tritt uns nur in den griechisch-skythischen Gräbern, aber in zahlreichen Beispielen entgegen. Die Technik der sämtlichen Stücke stimmt mit der des vorliegenden überein, sie sind von Eisen, die Griffe sind mit Goldblech belegt. Unsere Waffe, deren Klinge nicht viel länger als der Griff ist, kann besser als breites Dolchmesser denn als Schwert bezeichnet werden. Das von den Skythen verehrte Schwert war kurz, es wird als Xiphidion bezeichnet. Die durch Stolze bekannt gemachten persischen Reliefs zeigen bei den mit kurzem Rock und Hosen, hoher runder Kopfbedeckung und Goryt ausgestatteten Kriegerern eine identische Schwertform mit dem herzförmigen Ausschnitt der Scheide und der oberen Ausladung derselben und dem Loche zum Anhängen des Schwertes an der rechten Seite des Mannes. Dasselbe war auch durch einen am untern Ende der Scheide durchgezogenen Riemen befestigt. Auch unser Scheidenbeschlag zeigt davon eine Spur. Die Krieger mit langen Gewändern in der Leibgarde des persischen Königs pflegt man für Meder zu halten, sind die andern Perser? Aus der iranischen Herkunft einzelner Personennamen südrussischer Skythen darf man noch nicht schliessen, dass diese Iranier waren. F. nimmt lieber an, dass der Schwerttypus, der von Südrussland nach dem Ural und Altai geht, den turanischen Völkerschaften eigen war, zu denen auch die nomadischen Skythen gehört zu haben scheinen. Auch der Berichterstatter glaubt, dass Beweise dafür vorhanden sind, dass die Skythen ursprünglich Mongolen waren. Dass die Skythen, die seit langer Zeit das iranische Gebiet besaßen, auch nach ihrer Ueberwindung ein bedeutendes Element der Bevölkerung blieben, beweisen die Inschriften der Achaemeniden, die ausser in babylonischer auch in skythischer Sprache eingehauen sind. Als ein Seitenstück der goldnen Dolchscheide bildet F. eine solche aus einem Tumulus am Dniepr ab. Die Spiralen und Schleifen von Golddraht sind auch an nordischen Funden wie an altgriechischen häufig. Der Steinkeil aus Serpentin ist wohl als Amulet zu betrachten, wozu sich bei Plinius Beispiele finden. In Bezug auf den

goldnen Armring bemerkt der Verfasser, dass in den Gräbern am Bosphorus nicht selten Männer Armringe tragen. Auch der Halsring gehört zur Ausrüstung eines Kriegers im Skythenlande, er kommt in Männergräbern des 5. Jahrhunderts daselbst vor. Der Berichterstatter erinnert an das berühmte Mosaik der Alexanderschlacht, dort tragen 5 Krieger, die bald für Perser, bald für Gallier gehalten wurden, Halsringe, die aber gedrehte Torques sind, einer hat einen Armring. Ein in Gold gefasster Wetzstein fand sich auch in einem Königsgrabe bei Nicopol, der Schleifstein findet sich sehr oft in den fränkischen und alemannischen Gräbern Westeuropas, wie in denen am Ural und Altai. Auch ein ähnliches Kettengeflecht findet sich in den bosphoranischen Gräbern aus dem 5. Jahrhundert. Gehören alle diese Gegenstände zur Rüstung eines Mannes, so muss doch wohl das Ohrgehänge einer Frau angehört haben. Einige Formen der Gegenstände sind durch skythische Sitte bedingt, aber der Grieche wusste die fremde Form durch griechische Kunstsymbolik zu adeln. Die Kunstsitte, eine grössere Thierfigur mit kleinen Gestalten zu bedecken, weist auf Phrygien hin. Das blasse mit Silber legirte Gold findet sich fast bei allen Goldsachen älteren Stiles in den südrussischen Gräbern. Die Entstehung des Fundes setzt F. spätestens in die ersten Decennien des 5. Jahrhunderts. Den Kopf des Meerdämons findet er in Silbermünzen von Kolchis wieder. F. sieht in unserem Funde nichts Barbarisches, welches sich in späteren Arbeiten dieser Gegend durch skythischen Einfluss so sehr bemerklich macht. Wie kam aber der Fund nach Vettersfelde? Durch den Handel kann er nicht dahin gelangt sein, in jener Zeit gab es keinen Verkehrsweg vom Pontus nach dem Norden, der freilich in prähistorischer Zeit bestanden hat. Der Bernstein wird nur in seltenen Fällen und nur in spätern Gräbern in Südrussland gefunden, auch schätzten die Griechen ihn in der klassischen Zeit wenig. Münzfunde deuten nur auf einen Landweg, der die macedonische Küste hinauf nach dem Norden ging. Die Einfuhr griechischer Kunstarbeiten nach Deutschland kam über die Alpen aus Oberitalien. Die Integrität des ganzen Fundes spricht gegen die Annahme, dass er ein Raub aus einem der Kurgane Südrusslands sei. Der Verfasser glaubt aber daran erinnern zu dürfen, dass gerade am Ende des 6. Jahrhunderts, wie Herodot berichtet, ein Strom pontischer Skythen, durch das Heer des Darius von der Donau her bedroht, nordwestlich vorgedrungen sei. Der Berichterstatter fragt, ob die Heerführer der alten Völker, wie sie von geschickten Waffenschmiedern begleitet waren, nicht auch ihre Goldarbeiter in ihrem Gefolge gehabt haben können, dann wäre es möglich, dass dieser Goldschmuck wie der vom Kul Oba an einem nördlicher gelegenen Orte als an dem pontischen Gestade von einem griechischen Künstler gearbeitet worden wäre, worauf vielleicht die Darstellung des Rennthiers hinweist. Die sorgfältige Untersuchung des Verfassers, die durch die zahlreichen Vergleiche eine

übersichtliche Darstellung der ganzen altjonischen Kunstweise enthält, muss als eine höchst dankenswerthe bezeichnet werden, die im Wesentlichen uns gewiss die richtige Erklärung des Fundes giebt.

Schaaffhausen.

2. Geschichte der Stadt Eschweiler und der benachbarten Ortschaften von Heinrich Hubert Koch, Divisionspfarrer der 21. Division in Frankfurt a. M. Zweiter Band. a. Geschichte der Schule. Frankfurt a. M. 1884. Commissions-Verlag der Frankfurter Vereinsdruckerei.

Als Fortsetzung der Geschichte der Stadt Eschweiler, deren erste Abtheilungen wir in Jahrb. LXXV S. 149 besprochen haben, bietet uns heute der Verfasser die Geschichte der Schule, insbesondere die Entwicklung der verschiedenen Schulen der Stadt Eschweiler. Nachdem Herr Koch in der Einleitung die vorhandene Litteratur besprochen, unter anderem auch das verdienstliche Werk von Nettesheim (S. Jahrb. LXX S. 134) lobend erwähnt und seine Quellen angegeben hat, bespricht er in den ersten 45 Seiten die mittelalterlichen Schulzustände unserer Provinz im Allgemeinen und hebt besonders die Wirksamkeit der verschiedenen Orden in diesem Sinne hervor. Auf S. 46 geht er dann im Speciellen auf die Eschweiler Schulen ein, und spricht die Vermuthung aus, dass schon in fränkischer, jedenfalls aber in carolingischer Zeit in Verbindung mit der nachweisbar sehr alten Pfarre, eine Pfarrschule bestanden habe. Die älteste sichere Nachricht über die Eschweiler Küsterschule findet er dann in einer Urkunde von 1486, worin der Küster verpflichtet wird, bei gewissen Gottesdiensten „mit synen Scholeren“ zu singen. 1636 begegnen wir einem „Gerhardus Oftensis, Custos und Scholmeister alhie“. Die erste Mädchenschule wurde in Eschweiler 1686 eingerichtet. Auch die reformirte Gemeinde hat in Eschweiler frühzeitig eine eigene Schule errichtet. Es würde uns zu weit führen, den Darstellungen des Verfassers auch in die neuere Zeit zu folgen; Jeder aber, der sich bewusst ist, welch mächtiger Faktor der Culturentwicklung eines Landes in den Schulverhältnissen liegt, wird das besprochene Buch mit Interesse und Nutzen durchlesen.

Bonn.

F. v. Vleuten.

3. Die St. Marien-Kirche am Malzbüchel zu Köln mit einem Verzeichnisse der Pastoren und Aebtissinen. Von J. B. D. Jost. Köln 1884. Gedr. auf Kosten des Verfassers; Commissions-Verlag von J. M. Heberle in Köln.

In diesem kleinen, zum silbernen Jubelfeste des Herrn Kaplan Göbbels in Köln herausgegebenen Festschriftchen, berichtet uns der Verfasser in gedrängter Kürze alles dasjenige, was über die Baugeschichte und die